

Analyse intersexueller Lebensrealitäten. Die Darstellung des Materials bietet sowohl grundsätzliche als auch detaillierte Einblicke in medizinkritische Diskussionen ebenso wie in den Umgang mit jenen Emotionen und Gedanken, die durch medizinische und gesellschaftliche Normen erst verursacht werden. Der Einbezug der unterschiedlichen Dimensionen des Geschlechtskörpers und ihrer Eigenlogik im Feld der Konstruktion und Repräsentation von Geschlecht gelingt Zehnder auch unter Rückbindung der eigenen Erkenntnisse an biologiekritische Arbeiten, die sich diesem weitgehend vernachlässigten Aspekt der Konstruktion von Geschlecht widmen (bspw. Schmitz, Ebeling), und der Erweiterung von Butlers Theorem um die verschiedenen Ebenen von *doing sex*. Zehnder arbeitet überdies heraus, dass die Ansicht darüber, was ein Körper ist und wie mit ihm umzugehen sei, in der Medizin und im medizinkritischen Feld stark divergiert. Sie bietet anschließend mit der transdisziplinären Forschung einen Ansatz an, der eine Verständigung beider Felder ermöglichen könnte und formuliert aus einer sozialpädagogischen Perspektive denkbare praktische Ansätze eines anerkennenden und angemessenen gesellschaftlichen Umgangs mit Intersexualität.

Caroline Günther

Auf Spurensuche – zur genealogischen Verschränkung von gender und Intersexualität

Ulrike Klöppel (2010) *XXOXY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität*. Bielefeld: transkript Verlag (698 S., 39,80 Euro).

Während Intersexualität alltagsweltlich heute immer noch relativ unbekannt ist, die meisten Menschen also nicht wissen, was sich hinter dem Begriff verbirgt, ist der Begriff *gender* mittlerweile in aller Munde. In den Massenmedien wird *gender* häufig synonym mit ‚Geschlecht‘ verwendet, wohingegen der Begriff in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen einen differenzierteren und kritischeren Einsatz findet. So bezeichnet *gender* in sozialkonstruktivistischer Manier die Geschlechtsidentität im Gegensatz zu *sex*, der manifest körperlichen Ebene von ‚Geschlecht‘. Gehandelt wird *gender* als Errungenschaft der Zweiten Frauenbewegung, als sich Feministinnen durch die Differenzierung von ‚Geschlecht‘ in *sex* und *gender* die Möglichkeit eröffneten, die Diskriminierung von Frauen als Produkt gesellschaftlich konstruierter Differenzen zu konzeptualisieren und nicht mehr länger als natürliche, in den unterschiedlichen (Geschlechts-)Körpern liegende Tatsache zu betrachten. Durch Judith Butlers Kritik an der *sex-gender*-Differenzierung, welche, anstatt die Natürlichkeit von ‚Geschlecht‘ zu unterlaufen, diese gerade durch die Differenzierung stabilisierte und fortschreibe, erhielten die in erster Linie in feministischen und *gender*-theoretischen Auseinandersetzungen geführten Diskussionen neue Impulse. Alles

in allem lassen sich diese jedoch lediglich innerhalb sozial- und geisteswissenschaftlicher akademischer Diskurse lokalisieren und situieren.

Intersexualität hingegen, verstanden als ‚nicht eindeutig geschlechtlich definierbarer Körper‘, wird der Medizin zugeordnet. Naturwissenschaftliche respektive medizinisch-biologische Diskurse entwickelten sich in der frühen Neuzeit zu hegemonialen Diskursen bezüglich der Normierung menschlicher Körper. Ihnen obliegt seither die Macht, Krankheit und Gesundheit, Norm und Abweichung zu definieren. Auch die Bestimmung der Geschlechtlichkeit des Menschen innerhalb eines Zweigeschlechtersystems unterliegt in erster Linie medizinisch-biologischen Wissensproduktionen (vgl. 49-51).

Auf den ersten Blick scheinen die Begriffe *gender* und Intersexualität also aus unterschiedlichen Wissenschaftssektoren zu kommen und auch unterschiedliche Aspekte von ‚Geschlecht‘ zu thematisieren: *gender* als gesellschaftlich konstruierte Geschlechtsidentität und Intersexualität als dem Bereich des Körpergeschlechts (*sex*) zugehörig. Dass die beiden Begriffe jedoch eng zusammenhängen, ist den wenigsten bekannt. Während Intersexualität in den letzten Jahren vermehrt in den Fokus *gender*- und *queer*-wissenschaftlicher Analysen rückte, steht vor allem eine Untersuchung der Herkunft des *gender*-Konzepts, als einer der zentralen Kategorien der akademischen Gender Studies, noch immer aus. Dieses Desiderates nimmt sich Ulrike Klöppel mit ihrer Dissertationsschrift *XXOXY ungelöst* an. Indem sie der Entstehung des *gender*-Konzepts im Kontext medizinischer Normierungen intersexueller Menschen nachgeht, begibt sie sich auf Spurensuche der genealogischen Verschränkung von *gender* und Intersexualität.

Wer sich mit Intersexualität beschäftigt, stößt schnell auf den Namen John Money, Psychologe am *Johns Hopkins Hospital* in Baltimore. Gemeinsam mit seinem Team spezialisierte er sich auf die Untersuchung von Intersexualität und entwickelte während der 1950er Jahre ein bis heute nachwirkendes Behandlungsprogramm, in dessen Zentrum eine chirurgische und hormonelle Angleichung an eines der beiden als natürlich deklarierten Geschlechter ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ innerhalb der ersten beiden Lebensjahre steht. Dieses Behandlungsprogramm generierte er auf der Grundlage psychologischer Studien über die psychosexuelle Entwicklung von Intersexuellen, deren Ergebnis lautete, dass Geschlechtsrolle und Geschlechtsidentität nicht durch biologische Geschlechtsanlagen, „sondern durch die Geschlechtszuweisung, die Erziehung und das Körperbild geprägt würden“ (13). *Gender* als Beschreibungs- und Analysekatgorie der gesellschaftlichen Konstruiertheit von ‚Geschlecht‘ geht also nicht *per se* auf den Feminismus der 1970er Jahre zurück, sondern verweist maßgeblich auf ein psychologisches Konzept, das sich im Laufe weniger Jahre zu einer psychischen Entität entwickelte, „der als Grundbestimmung anhaftet, dass sie sozial geprägt wird und daher manipulierbar ist“ (15).

Profilieren konnte sich Moneys Konzept, weil es der Überwindung eines jahrelang anhaltenden Problems diene. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts konstatieren Mediziner_innen eine Kluft zwischen Theorie und Praxis in Bezug auf Hermaphroditismus/Intersexualität, die sich darin äußert, dass sich alles

theoretische Wissen über die Konstitution von ‚Geschlecht‘ (epistemologische Problematisierungsweise) nicht vereinbaren lässt mit der Selbstempfindung sowie der Eigenvorstellung von als intersexuell diagnostizierten Menschen (sozialregulative Problematisierungsweise). Money gelang es durch die Einführung von *gender* dieses Problem zu überwinden und den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn sowie die Behandlungsoptimierung in ein experimentelles Dispositiv zu integrieren.

Die Herausarbeitung dieser beiden den Diskurs um Intersexualität strukturierenden Problematisierungsweisen gelingt Klöppel mit Rekurs auf Foucault, in dessen Werk verteilt sich immer wieder Beschäftigungen mit der Frage finden, „wie und warum bestimmte Dinge (Verhalten, Erscheinungen, Prozesse) zum Problem wurden“ (Foucault (1996) *Diskurs und Wahrheit. Die Problematisierung der Parrhesia*, 178). Den Fokus auf die Kontextabhängigkeit von Problemen zu richten, also „den prekären Prozess der Etablierung von Macht-Wissensformationen zu rekonstruieren, d.h. ausgehend von der Beweglichkeit der lokalen Machtspiele, die Blockaden und ihre Überwindungen, die strategischen Verbindungen und Stabilisierungen und somit die heterogenen und kontextbedingten Formierungs- und Transformationslinien eines Problems zu rekonstruieren“ (73), korrespondiert mit Perspektiven aus den Gender und Queer Studies sowie Science Studies und der Wissenschaftsgeschichte, welche den theoretischen Hintergrund von Klöppels Arbeit bilden. Im Zentrum stehen Praktiken der Konstruktion geschlechtlicher und sexueller Differenzen sowie des Normalen und Anormalen sowie die Konzeptualisierung von Wissenschaft als kontextgebundene, heterogene und materielle Praxis. Vor diesem Hintergrund und gepaart mit einer historisch-diskursanalytischen Ausrichtung können bezüglich der thematischen Schwerpunktsetzung der Arbeit Klöppels Medizin und Psychologie als „flexible[] Macht-Wissensgefüge“ (17) konzeptualisiert werden, die die Macht besitzen, Vorstellungen bzw. Wissen von ‚Geschlecht‘ und ‚Sexualität‘ zu (trans-)formieren. Theoretisch birgt diese Konzeption von Wissenschaft und wissenschaftlichen Wissensproduktionen also die Möglichkeit, Zweigeschlechtlichkeit aufzubrechen, anstatt sie zu re-/produzieren, naturalisieren und damit repressiv festzuschreiben.

Das Nachspüren und Aufzeigen von Trans-/Formationen im Spannungsverhältnis der epistemologischen und sozialregulativen Problematisierungsweise uneindeutigen Geschlechts gelingt Klöppel in ihrer fast 700 Seiten umfassenden Dissertationsschrift anhand der Analyse von medizinischen und psychologischen Fachpublikationen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – mit dem Fokus auf Publikationen von MedizinerInnen des deutschen Sprachraums wohlgermerkt – sowie deren historischer Einbettung. Besonders in Verbindung zu Schriften der Baltimorer Gruppe mit ihrer nachhaltigen Idee der manipulativen Steuerung der psychosexuellen Geschlechtsentwicklung bergen Publikationen des deutschen Sprachraums eine spannende Komponente. Denn die Erkenntnisse Moneys wurden nicht kritiklos aufgenommen. Vielmehr bedurfte es einer zehnjährigen Auseinandersetzung, bis die anfängliche Ignoranz und Ablehnung einer Anerkennung und praktischen Umsetzung wich (vgl. 590 ff). Diese Trans-/Formation zeichnet Klöppel nach anhand der Analyse zahlreicher Publikationen

unterschiedlicher Typen, z.B. Fallberichte, Forschungsberichte oder Übersichts-darstellungen, die in Monographien, Zeitschriften- und Sammelwerkbeiträgen oder in publizierten Vorträgen veröffentlicht sind (vgl. 475-545).

Abgesehen vom Wissen über Intersexualität, das von Klöppel dezidiert (re-)konstruiert wird, zeichnet sich ihre Arbeit vor allem durch die genealogische Aufarbeitung des *gender*-Konzepts aus. Gerade für solch kritische und vor allem auch selbstkritische Wissenschaftsbereiche wie die Gender und Queer Studies, die einen großen Wert auf Situierung und Kontextualisierung von Wissensbeständen legen, ist es wichtig zu wissen, woher die Kategorien, mit denen sie arbeiten, stammen. Das unreflektierte Hantieren mit einer Kategorie wie *gender*, mit deren Einführung in den 1950er Jahren genau das Gegenteil von dem bezweckt wurde, wofür spätere feministische, *gender*- und *queer*-theoretische Studien eintreten, nämlich anhand der gesellschaftlichen Gestaltungsmacht von ‚Geschlecht‘ die Natürlichkeit der Zweigeschlechterordnung als Zweikörperordnung zu stärken, stößt dann schnell bitter auf. Metaphorisch gesprochen klebt am in den akademischen Gender und Queer Studies sowie feministischen Studien oft allzu leichtfertig und selbstverständlich gebrauchten Begriff *gender* das Blut derer, die gerade durch die Verwendung desselben ‚befreit‘ werden sollen (die Konstruktion von ‚Geschlecht‘ vollzieht sich nämlich nicht ausschließlich diskursiv, sondern ganz entscheidend schmerzhaft materiell über nicht-diskursive Praktiken wie Penisamputationen und Bougieren).

Die Überwindung der epistemologischen und der sozialregulativen Problematisierungsweise scheint mir auf der Grundlage der Lektüre von *XXOXY unge-löst* nur innerhalb medizinisch-psychologischer Diskurse in der Lage gewesen zu sein, Probleme im Umgang mit Intersexualität zu lösen. Für die Betroffenen führte diese ‚Lösung‘ meiner Meinung nach eher in eine weitere Runde: Während bereits medizinischer Konsens darüber bestand, dass sie entweder Frauen oder Männer sind, wenn auch versteckt, unvollkommen oder degeneriert, so wurde ihnen von nun an bereits als Säugling ihre von Mediziner_innen auferlegte und an den jeweils gültigen Geschlechtskonzeptionen sowie medizinischen Machbarkeiten orientierte Existenzweise in die Körper unauslöschlich eingeschrieben. Zu kämpfen gilt es aus Sicht vieler Betroffener nun (neben anderen Kämpfen wie beispielsweise dem Kampf um juristische Anerkennung) um körperliche Integrität und Selbstbestimmung (vgl. 28 ff). Problematisierungsweisen gibt es also nach wie vor, und vor allem mehr als zwei. Entscheidend im Sinne von handlungsweisend sollten meiner Meinung nach die der Betroffenen sein, und dabei handelt es sich nicht (oder nur geringfügig) um epistemologische oder sozialregulative, sondern am ehesten wohl um existenzielle.